

Giuseppe Bevilacqua, *Eine Hölderlin-Frage. Wahnsinn und Poesie beim späten Hölderlin*. Aus dem Italienischen übersetzt von *Marianne Schneider*. (Germanistische Texte und Studien 83) Olms, Hildesheim – Zürich 2010. 189 S., € 29,80.

Der Doyen der italienischen Germanistik hat ein wichtiges Buch zur Turm-Lyrik Hölderlins geschrieben, das eine Debatte eröffnet, die hoffentlich noch lange anhalten wird.¹ Er bestreitet darin unter ande-

¹ So auch Luigi Reitani in seiner Besprechung des italienischen Originals im *Hölderlin-Jahrbuch* 35 (2006–2007), S. 421–427, auf die der Autor im folgenden Band 36 (2008–2009), S. 364–371, geantwortet hat.

rem die Authentizität des Gedichts *Wenn aus der Ferne ...* aus stilkritischen, philologischen und biographischen Gründen.² Das erhaltene eigenhändige Manuskript der Ode gehe vielmehr auf ein „Diktat“ des jungen Hölderlin-Verehrers Wilhelm Waiblinger zurück, für das Bevilacqua eine romantische Szene entwirft, die es glaubhaft machen soll, dass der Dichter so „braf“ (um ein Wort seines Hauswirts Zimmer aus dem Jahr 1813 zu gebrauchen) war, sich eine Fortsetzung seines *Hyperion*-Romans und eben diese Ode in die Feder diktieren zu lassen (S. 170–179). In der Argumentation überwiegen – zumindest quantitativ – die stilkritischen Bemerkungen Bevilacquas, der nicht müde wird, die inkriminierten Verse „stümperhaft“ (S. 15, 19, 176) „banal“ (S. 15, 17, 27) oder „platt“ (S. 53) zu nennen. Den nicht selegierenden Liebhaber der Turm-Gedichte Hölderlins dürften solche Urteile stören. Aber vielleicht ist tatsächlich eine „Methode der Stilkritik“ (S. 87) denkbar, der die Subjektivität des Stilempfindens nicht zum Nachteil gereicht, sondern eine Bereicherung der Urteilskraft verspricht. Sich auf dieses Feld gewagt zu haben, wird man dem mutigen Literaturwissenschaftler Bevilacqua am Ende als Verdienst anrechnen müssen.

Weniger erhitzt wird der notwendige Streit bezüglich der biographischen Kontexte der ausgesonderten Gedichte vorstatten gehen können. Ich greife hier nur eine Frage auf, nämlich die der Datierung der Marbacher Handschrift, in der die Ode *Wenn aus der Ferne ...* auf das Fragment eines (*Hyperion*?)-Briefs folgt. Eduard Mörike, dem diese „Blätter“ ihre Aufbewahrung verdanken, hat in einer Notiz aus dem Jahre 1832 versichert, dass diese Texte „im J. 1823–24. in Tübingen geschrieben sind“.³ Gegen dieses primordiale Zeugnis hat die überwiegende Anzahl der bisherigen Editoren und Interpreten angenommen, diese Handschrift gehöre in eine frühere Epoche von Hölderlins Turmaufenthalt (Adolf Beck;⁴ D. E. Sattler;⁵ noch früher, in den zweiten Homburger Aufenthalt 1804–1806: Friedrich Beißner⁶). Bevilacqua gelingt es nun durchaus, triftige Argumente vorzutragen für die Bestätigung der Mörike'schen Datierung. Am gewichtigsten ist der Nachweis, dass das Papier, auf das jene Texte geschrieben wurden,

² Einem ähnlichen Verdikt unterliegen auch die erstmalig von Christoph Theodor Schwab veröffentlichten Gedichte *Der Spaziergang* und *Das fröhliche Leben*, für die es in der Tat kein Autograph gibt; in seiner Replik auf Reitani (Anm. 1) bekräftigt er zudem seine Zweifel an dem *Hyperion*-Fragment, das auf denselben Blättern erhalten ist wie die Ode *Wenn aus der Ferne ...* (S. 369).

³ Vgl. Friedrich Hölderlin, *Sämtliche Werke*. Frankfurter Ausgabe. Bd. 9: *Dichtungen nach 1806 / Mündliches*. Hg. von Michael Franz und D. E. Sattler. Frankfurt/M. 1983, S. 65.

⁴ In: Friedrich Hölderlin, *Sämtliche Werke*. Große Stuttgarter Ausgabe. Bd. VII.3. Hg. von Adolf Beck. Stuttgart 1974, S. 28.

⁵ Hölderlin (Anm. 3), S. 37.

⁶ Hölderlin (Anm. 4), Bd. III, S. 527.

von Hölderlin nur in einem Zeitraum nach dem April 1821 und etliche Zeit vor dem Tod der Mutter (Februar 1828) benutzt worden ist, also wohl ziemlich genau in den Jahren 1821 bis spätestens 1824. Für Bevilacqua ist der gelungene Nachweis dieser Datierung der Ode in die von Mörike angegebene Zeit „1823–24“ allerdings ein starkes Argument für seine Auffassung, dass, *wenn* das Gedicht um diese Zeit geschrieben worden sei, es dann eben *nicht* von Hölderlin stammen könne, denn um diese Zeit habe Hölderlin schon längst das „katatonische“ Stadium seiner Krankheit erreicht, in dem von ihm keine 51 einigermaßen kohärenten Verse mehr zu erwarten wären (S. 62–68). Das Zutrauen, das Bevilacqua dabei in die psychiatrische Fern-Diagnostik an den Tag legt, scheint mir jedoch allzu groß.

Wenn man allerdings davon ausgehen darf, dass die Texte auf den Marbacher Blättern etwa 1823/24 geschrieben worden sind, dann stammen sie aus einer Zeit, in der für Hölderlin ein außergewöhnliches Vorkommnis bezeugt ist, das Bevilacqua jedoch nur einmal am Rande – und dann auch noch in verkürzter Form und mit falscher Quellenangabe (Gustav Schwab statt Christoph Th. Schwab, S. 104) – erwähnt, nämlich ein „Aufleben, da sein Geist sich wieder zu öffnen schien“. Dieses Ereignis trug sich im März 1823 zu und es geht dabei um eine Episode, die tatsächlich „nicht nur einen Augenblick oder eine Stunde gedauert hätte“ (ebd.). Da Bevilacqua die konkreten Umstände dieser Episode nicht für erwähnenswert hält, müssen die Berichte dazu zitiert werden. Zunächst die Wiedergabe nach dem spätesten Zeugen, der sich aber auf die zeitnächsten Dokumente berufen kann. Gustav Schlesier schreibt in seinen Hölderlin-Aufzeichnungen aus dem Jahr 1844:

In den Papieren aus späterer Zeit findet sich noch ein kurzes Briefchen Hölderlin's an den Bruder, vom März 1823. Diesen sendete Ernst Zimmer, in dessen Hause H. lebte, an die Kammerräthin Gock nach Nürtingen, u. schrieb dazu (23. März): seit Kurzem schein H. wie aus einem langen Traum erwacht. Er sei den ganzen Tag bei ihnen. Als man ihm sagte, daß sein Bruder in Stuttgart Hofrath wäre, rief er: Was Hofrath? Hofrath? ich habe ihn, solange ich hier bin, nicht mehr gesehen, ich muß an ihn schreiben. Er schrieb auch nachhher [sic!] wirklich an ihn. Diesen Brief legt Z. der Mutter H.'s bei, damit sie ihn nach Stuttgart befördere. Dann sagt er: „Er lies't jetzt auch die Zeitung u. fragte mich, ob denn Würtemberg ein Königreich sei. Er staunte ebenso, als ich es bejahte. An den Griechen nimmt er Antheil u. lies't mit Aufmerksamkeit ihre Siege. Letzhin [sic!] sagte ich ihm, daß der ganze Peloponesus von den Türken befreit sei. Das ist erstaunlich, rief er, es freut mich! [...] Den Hype- rion kann ich Ihnen nicht mehr zurückschicken. Er liest täglich darin, auch Übersetzungen aus griechischen Dichtern von Conz lies't er.“⁷

⁷ Gustav Schlesier, *Hölderlin-Aufzeichnungen*. Hg. von Hans Gerhard Steimer. Weimar 2002, S. 75.

Hier ist also von einem mindestens tagelangen „[E]rwacht“-sein Hölderlins die Rede, das sich einerseits im plötzlichen Interesse an den jüngsten politischen Ereignissen des Befreiungskampfs der Griechen (das Thema schon des *Hyperion*-Romans!) bekundet, andererseits sich in einer anhaltenden Beschäftigung mit der Lektüre des *Hyperion* ausdrückt, der Ende des Jahres 1822 in zweiter Auflage erschienen ist und nun auf dem Weg über die Mutter dem Autor überreicht worden war.⁸

Den hier erwähnten Brief Zimmers an die „Kammerräthin Gock“ vom 23. März 1823 wird auch Christoph Theodor Schwab bei der Vorbereitung seiner Hölderlin-Biographie zu Gesicht bekommen haben. Er schreibt in seinem 1842 begonnenen Entwurf dazu:

Sein [Hölderlins] Zustand blieb sich indessen fast immer gleich, ausgenommen in den Jahren 1822 u. 1823, wo einige lichte Momente Hoffnungen der Besserung erregten, welche leider bald wieder verschwanden. Das einmal war es im Jahr 1822 bei der Geburt unseres geliebten Kronprinzen, welche, wie überall, auch in Tübingen durch ein Fest u. eine Illumination gefeiert wurde, daß Hölderlin zum vollen Bewußtseyn zu erwachen schien, indem er an der allgemeinen Freude einen herzlichen, rührenden Antheil nahm.

Ein zweiter Moment derselben Art trat im Frühling des Jahres 1823 ein. Er las jetzt täglich in seinem 1822 neu aufgelegten *Hyperion*, recitirte manchmal seinen Hausgenossen daraus u. suchte sogar dann u. wann einige dunkle Stellen mit einem Zusammenhang der Gedanken zu erklären, den man lange vermißt hatte. Er erkundigte sich nach seiner Familie, nahm Antheil an dem Aufstand der Griechen u. rief, als man ihm sagte, der ganze Peloponnes sey frei: „Das ist erstaunlich, es freut mich!“ Er las jetzt sogar die Zeitungsberichte u. außerdem Uebersetzungen aus griechischen Dichtern von Conz [...].⁹

Hier tritt nun zu den schon erwähnten Elementen des erwachten Interesses an seiner Familie und dem Freiheitskampf der Griechen sowie der beständigen *Hyperion*-Lektüre noch ein weiteres auslösendes Moment hinzu, nämlich die Feierlichkeiten anlässlich der Geburt des württembergischen Kronprinzen Karl. Dieses Ereignis fand freilich nicht, wie Christoph Schwab annimmt, im Jahre 1822 statt,¹⁰ sondern

⁸ Karl Gock erhielt seine 30 Freixemplare am 27. Dezember 1822 und wird die sechs für die Mutter bestimmten wohl im Laufe des Januars 1823 nach Nürtingen geschickt haben (vgl. Hölderlin [Anm. 4], Bd. VII.2, S. 562).

⁹ Hölderlin (Anm. 3), S. 450.

¹⁰ Christoph Schwabs Irrtum erklärt sich aus der ihm als Vorlage dienenden, nur im Exzerpt Schlesiers erhalten gebliebenen (und von Hans Gerhard Steimer erstmals edierten) Reinschrift von Karl Gocks *Lebensskizze Fr. Hölderlin's*, in der es heißt: „Lichte Momente 1822 u. 23: bes. nach der Geburt des Kronprinzen v. Würt. Ebenso erheitert schien er einige Zeit nach der 2. Ausg. des *Hyperion* [...] im J. 1822 zu sein“ (vgl. Schlesier [Anm. 7], S. 141): Schwab bezieht die Jahreszahl 1822 auf die Kronprinzengeburt, weil Gock die Ereignisse nach der einleitenden Angabe der Jahreszahlen in der umgekehrten Reihenfolge (erst Kronprinzengeburt, dann Erscheinen der Zweitauflage des *Hyperion*) benennt. „[E]inige Zeit nach der 2. Ausg. des *Hyperion*“ bedeutet jedoch, berücksichtigt man das Auslieferungsdatum des Buches (vgl. Anm. 8):

am 6. März 1823,¹¹ also in eben jenem Monat, aus dem der bei Schlessier ausführlicher zitierte Bericht Zimmers stammt. Wenn dort davon die Rede ist, dass er (Hölderlin) bei der nun aufgenommenen Zeitungslektüre die „Siege“ (Plural) der Griechen liest, dann wird man einen unter Umständen über Wochen sich erstreckenden Zeitraum annehmen dürfen für diese Episode des Erwachens.¹² Gewiss, es blieb eine – und zwar wohl *nur eine* – Episode, wie man aus den zu korrigierenden Jahreszahlangaben Gocks, beziehungsweise Schwabs, schließen muss; denn als, wie Christoph Schwab weiter im unpublizierten Entwurf seiner Biographie schreibt, die „Verwandten Hölderlins“ „zu ihm nach Tübingen geeilt waren“, „fanden sie ihn wieder in dem alten, hoffnungslosen Zustand“.¹³ Zimmers Brief vom 23. März war an einem Sonntag geschrieben worden, zu dem eiligen Besuch von Hölderlins Verwandten in Tübingen wird es sicher nicht vor dem darauf folgenden Sonntag (30. März) gekommen sein. Die Geburt des Kronprinzen am 6. März fiel auf einen Donnerstag, die Feierlichkeiten dazu begannen bereits am nächsten Tag, dem 7. März, in Stuttgart mit „191 Kanonenschüssen“ und in Ludwigsburg, wo „Abends zwischen 7 und 10 Uhr [...] die ganze Stadt beleuchtet [war]“; in Tübingen gab es am 16. März „Feuer durch Beleuchtung der öffentlichen und Privatgebäude“.¹⁴ So hätte man also für die Episode des Erwachens „zum vollen Bewußtseyn“ (Schwab) immerhin eine Zeitspanne von etwa drei Wochen. Und in dieser Zeit sollte Hölderlin nicht in der Lage gewesen sein, ein Dutzend Seiten mit Entwürfen zu dem ihn beschäftigenden Hyperion-Thema gefüllt zu haben? Hier bleibt also zur Begründung der These Bevilacquas nur sein (subjektives) Geschmacks-

sicher schon im Jahr 1823, so dass die Angabe der Jahreszahl des Titelblatts durch Gock („im J. 1822“) irreführend wirken musste. Zu diesen Irrtümern kommt derjenige Adolf Becks hinzu, der die „Geburt des Kronprinzen“ auf den 27. September 1818 datiert (Hölderlin [Anm. 4], Bd. VII.2, S. 567), was Hans Gerhard Steimer (Anm. 7) bedauerlicherweise von ihm abschreibt.

¹¹ Die *Schwäbische Chronik*, die der führenden Tageszeitung des Landes, dem *Schwäbischen Merkur*, beigegebene Regionalzeitung für den süddeutschen Raum, berichtet am 7. März 1823: „Stuttgart, den 6. Merz. / Ihre Majestät die Königin sind heute früh um 6 Uhr von einem Prinzen entbunden worden. [...]“ Richtig auch Hölderlin (Anm. 3), S. 450.

¹² Die Berichterstattung über die Unruhen in Griechenland beginnt im *Schwäbischen Merkur* schon im Frühjahr 1821 (Nr. 103, „Dienstag, den 1. Mai“: Meldung aus „Triest, den 18. April“, über ein „Gerücht“, „die ganze Halbinsel Morea habe sich von den Türken unabhängig erklärt“ (S. 501). Am „Sonntag, den 16. Merz 1823“ wird berichtet: „Morea ist für die Türken vor der Hand verloren.“ Und: „Die Griechen sind von einer unbeschreiblichen Begeisterung beseelt, die sie ihrem Ziele wie durch ein Wunder entgegen führt“ (Nr. 65, S. 375 und 376).

¹³ Hölderlin (Anm. 3), S. 451.

¹⁴ Alle Angaben nach *Schwäbische Chronik* 1823, den 8. März, den 9. März, den 20. März.

urteil, dass diese Seiten einen Autor wie Hölderlin nicht verdient hätten.

Auch andere biographische Kontextualisierungen Bevilaccuas (wie zum Beispiel sein Glaube an die – allein schon durch Hölderlins bezeugten Aufenthalt in Paris samt Besichtigung der Antiken-Ausstellung widerlegbare – These Bertaux' von einem Besuch Hölderlins an Susette Gontards Krankenbett im Juni 1802, der die biographische Deutung der in *Wenn aus der Ferne ...* zugrundeliegenden Szenerie stützen soll) sind mehr als anfechtbar. Es müssen daher kaum zu überwindende Zweifel bleiben, ob sich die Aberkennung Hölderlinischer Autorschaft bei als „misslungen“ oder als „häßlichst“ (S. 50) empfundenen Gedichten allein aufgrund von stilistischen Argumenten¹⁵ wird halten lassen, solange eine intersubjektiv transparente „Methode der Stilkritik“ noch ein Desiderat ist.

Was dem wagemutigen Autor jedoch nicht angekreidet werden darf, ist die mangelnde Beherrschung der psychiatrischen Terminologie durch seine Übersetzerin, die „alienazione“ durch den sprachlichen Atavismus „Geistesgestörtheit“ (z. B. S. 60, 64, 75; einen Terminus, den sie auch auf S. 107 da einsetzt, wo Bevilacqua im Original¹⁶ von Werken spricht, die „non [...] propriamente squilibrate“ seien) wiedergibt und für „demenza“ „Schwachsinn“ setzt (S. 28, 98, 107, 109 und 125). Auf diese Weise nimmt die deutsche Ausgabe einen ruppigen Ton an, der dem eleganten italienischen Original fremd ist.

Universität Tübingen
Philosophisches Seminar
Bursagasse 1
D-72070 Tübingen
michael.franz@uni-tuebingen.de

Michael Franz

¹⁵ Von denen einige zudem fragwürdig sind, z. B. wenn der Autor „die unangenehme Diskordanz zwischen metrischem Akzent und Wortakzent, zum Beispiel bei *Theilhaber* (Vers 3) und bei *Aussèhn* (Vers 13)“ rügt (S. 176), die ihre Parallele in den allgemein für besonders charakteristisch für Hölderlins Spätwerk gehaltenen metrischen Fügungen aus *Chiron* findet: „Örtlich, Irrstern des Tages“ (Friedrich Hölderlin, *Sämtliche Werke und Briefe*. Hg. von Michael Knaupp. Bd. 1, München 1992, S. 440); oder wenn er (S. 24) feststellt, die „stereotype und emphatische Aufzählung von Gartenblumen“ in der späten Ode sei „[u]ngewohnt“, dann aber gleich das Gegenbeispiel dazu anführt, das sogenannte „Fragment 67 (nach Beißner)“ (= *Homburger Foliobest*, S. 69), das insgesamt fünf Blumenarten (und damit noch eine mehr als die kritisierte Strophe von *Wenn aus der Ferne ...*) hintereinander reiht.

¹⁶ Giuseppe Bevilacqua, *Una Questione Hölderliniana. Follia e poesia nel tardo Hölderlin*. (Accademia Toscana di Scienze e Lettere „La Colombaria“, Studi CCXL). Florenz 2007, S. 98.